

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Küstenfahrten an der Nord- und Ostsee**

**Hoefer, Edmund**

**Stuttgart, [circa 1881]**

Hier und dort im Lande

[urn:nbn:de:bsz:31-4556](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-4556)

man sich auch zu Wismar und in all diesen alten Städten ganz und gar von den Notizen, Weisungen und Urtheilen der Reisehandbücher und den Aufnahmen der Photographen, vor allem aber von den — sagen wir: Traditionen und Urtheilen der Künstler und „Kunstverständigen“ frei machen und selber auf die Suche gehen.

So erschien uns zu Wismar ein Stadt- oder Abendbild, das uns noch lange unvergeßlich bleiben wird und das wir kühnlich zu den anmuthigsten und zugleich imponirendsten rechnen, die dem Beschauer sich irgendwo darbieten können. Nach einem glühend heißen Tage war ein milder und schöner Abend gekommen. Die Sonne war aus der Stadt schon fort, die vorüberziehenden leichten Wolken droben säumten sich bereits mit goldenen Rändern und das Blau zwischen ihnen erschien von wunderbarer Tiefe und Reinheit. Gegen Westen zu aber stand der ganze Himmel in einer einzigen goldenen Glut und mitten darin erhob sich, von einem goldbraunen Dufte umschlossen, der stumpfe Thurm und das schwere Dach der Marienkirche. Es liegt zwischen ihr und dem Markt ein immerhin nicht ganz unbedeutendes Häuserquadrat, und die alten Häuser um den Platz ragen meistens hoch empor: allein der stolze Bau schaute tief auf sie alle herab und über ihre Dächer und Giebel ernst zu uns nieder, die wir schweigend das schöne Bild bewunderten.

Die Schatten breiteten sich hier unten schon leise weit und weiter aus; die Gebäude drüben, die Hauptwache und selbst die Bäume davor lagen in tiefer Dämmerung, während dieselbe sich rechts am Rathhause und links an den stattlichen Häusern dieser Seite in den zartesten Abstufungen aufwärts wieder lichtete und hie und da einen Giebel in gedämpfter, aber auch die feinsten Linien noch verrathender, überraschend klarer Beleuchtung hervortreten ließ. Auf dem Pflaster des Platzes glitten die Schatten mählich heran, sie drängten den Widerschein des flammenden Westens weiter und weiter gegen unsere Seite und die hinter uns aufragenden Häuser zurück; sie schwebten sachte hinauf in die stille Luft und schmiegt sich um das wunderliche Gebäude der Wasserkunst, bis sie's allmählich völlig einhüllten — es war, als wüchse der Abend gleichsam sichtbar und spürbar dem Zuschauer entgegen. Aber nun stiegen die Schatten auch schon an den Häusern hinauf, über die Fenster hin und über die Loken der Giebel, über die Zaden und Zinnen und auf die Dächer. Jetzt schwand der Glanz von der Kirche, der Himmel wurde rasch blässer und blässer, die Wolkenjäume rötheten sich, und die gewaltige Masse der alten Kirche zeichnete sich immer dunkler und mächtiger auf dem klaren Hintergrunde ab. Alles umher schwamm in weichem Abenddunst und der tiefste und süßeste Friede breitete sich über den Himmel und die Erde.

Es war ein ganz köstliches Abendbild. Der Maler malt es euch nicht, und der Kunstverständige demonstirt es euch nicht. Ihr müßt es selber suchen und selber seiner froh werden — bis ins Herz hinein.

### Hier und dort im Lande.

Die Insel Pöl, welche etwa eine Meile nördlich von Wismar liegt, ist das größte derartige Eiland an der mecklenburgischen Küste. Von Naturschönheiten ist hier nichts zu finden, es gibt keine „malerischen“ Ufer und der Wald fehlt fast gänzlich. Die Bewohner verwerthen ihren Boden besser, denn er ist sehr fruchtbar und gestattet beinahe durchgängig den Gemüsebau, wie denn der sogenannte „Weißkohl“, eines der Haupt-Wintergemüse dieser Gegenden, von hier in großen Quantitäten aufs Festland und selbst nach Holstein ausgeführt wird. Dazu gibt auch der Getreidebau reiche Erträge, die Fischerei ist eine sehr bedeutende und die Bewohner finden sich daher meistentheils in den gedeihlichsten Verhältnissen. Die Pöler Bauern werden zu den „fettesten“ des Landes gerechnet.

Man muß Mecklenburg überhaupt zu den von der Natur bevorzugten Landstrichen Deutschlands zählen, und wären die inneren Verhältnisse nicht meistens so verschrobene, ja zum Theil so völlig verrottete und unvernünftige, so könnte es sich hier eine dichte Bevölkerung wohl sein lassen. Der Boden ist mehrentheils ein ganz ergiebiger, ja



Dorf in Mecklenburg.

in manchen Strecken der denkbar fruchtbarste, und die Kultur desselben ist zu einer Höhe gediehen, die selbst in den berühmtesten Getreidestrichen nicht überboten wird. Hier zwingt man selbst dem hellen Sandboden noch Erträge ab, den anderwärts kein Mensch auch nur anrühren mag. Der mecklenburgische Ackerbau steht daher auch durchweg auf einer sehr hohen Stufe, und die mecklenburgischen Landwirthe genießen überall eines großen Ansehens. Allein hier kommt es nun auch zur Rehrseite der Medaille. Die enormen Mittel, welche man in den Boden gesteckt hat und stecken muß, haben zwar auch enorme Erträge hervorgerufen, aber einerseits zu einer Uebersteigerung des Bodenwerthes und andererseits zu einer Schwächung des Bodens selber geführt, denen weder die Mittel noch die Kraft der Bebauer gewachsen bleiben konnten. Es wurde auch auf diesem Gebiet — und dies gilt nicht von Mecklenburg allein! — der Schwindel und die Spekulation Herr, und war der Gewinn auf der einen Seite ein außerordentlicher, so überwogen auf der andern noch die Verluste, und es kam nicht bloß für die neuen Anfänger, sondern auch für die alten Besitzer leider häufig genug zu den allerempfindlichsten, wo nicht völlig vernichtenden Rückschlägen.

Es ist eine von jenen ziemlich kindischen Vorstellungen, die im mittleren und südlichen Theile Deutschlands über unsere Küstländer im Schwange sind und mit Hartnäckigkeit festgehalten und voll Gedankenlosigkeit weiter verbreitet worden, daß Mecklenburg nichts als ein einförmiges und „langweiliges“ Stück Tiefebene sei, welches man, einmal dahin verschlagen, so rasch wie thunlich und immerhin geschlossenen Auges passieren dürfe. Es fehlt im Gegentheil keineswegs an eigenartigen, sei es auch bescheidenen Reizen, und wenn man nur einmal die Eisenbahn losläßt und wirklich ins Land kommt, so kann man sich nicht nur im welligen Terrain hier und da der hübschesten An- und Aussichten erfreuen, sondern findet auch die Ebene mit ihren prächtigen Getreidefeldern und reichen Wiesenstrecken, mit den Dörfern, den stattlichen Gutshöfen und stolzen Herrenhäusern gar nicht so einförmig. Dürftige und öde Sand-, Haide- und Moorbreiten sind, wenigstens in den Küstengegenden, selten. Die Wälder, ob auch stark gelichtet, nehmen noch immer einen großen Raum ein, und wenn die Nachzucht, des leichteren Anbaues wegen, auch häufig aus Kiefern besteht, so gibt es doch von Laubwaldungen noch immer prachtvolle und weitausgebreitete Reste.

Kommt man aber gar an einen der Landseen, von denen es auch hierzulande wimmelt, so stößt man häufig auf ein Landschaftsbild, wie wir es hinter uns, in Holstein, nirgends schöner und anmuthiger fanden. Der

große Tollense-See bei Neubrandenburg ist wegen seiner hohen, waldreichen Ufer mit Recht bewundert und gepriesen, der Park von Jvenack, nahe bei Stavenhagen, dem Geburtsorte Fritz Reuters, sucht seinesgleichen an prachtvollem Baumwuchs und ein Städtebild, wie das alte Schwerin mit seinem stolzen Dome, mit dem prächtigen Schloß auf der Insel und dem grünen Schloßgarten, alles sich spiegelnd in dem weiten, klaren, von Waldhügeln umkränzten See, — dürfte man weit und breit vergebens suchen.

Aber auf die Städte kommt es hier eigentlich gar nicht an, sie treten vor dem offenen Lande zurück, denn



Eiche-Buche im Park von Jvenack.

Medlenburg ist, wiederholentlich gesagt, das Eldorado der Landwirthschaft mit allem, was so oder so zu derselben gehört. Die Städte sind in erster Linie nur die Plätze, wo der Landwirth seine Produkte absetzt, seine Bedürfnisse einhandelt, seinem Vergnügen nachgeht und, wenn er draußen nicht länger „wirthschaften“ mag oder kann, sich ein Ruheplätzchen sucht. Es gibt in den Städten schwerlich einen Menschen, der nicht irgend welche und zwar recht ernsthafte Beziehungen zum „Lande“ hätte; alle Stände, alle Gewerke stehen damit in der genauesten Verbindung und sind von ihm mehr oder weniger abhängig. Man hört hier zu Lande daher auch kaum etwas anderes — die Landwirthschaft und die Landwirthe lassen sich nirgends umgehen. Selbst die „Onkels“ werden hier landwirthschaftlich und lernen über solche Dinge sich zu unterhalten, und wenn ihr einmal ein paar Stadtherren neben euch findet, die von „Eleganz“ glänzen und duften und anscheinend nur mit der „Crème der Gesellschaft“ zu thun



Das Schloß in Scherwin. Von Lorenz Ritter.



haben, so könnt ihr darauf schwören, daß sie, sich unbeachtet glaubend, mit Vorliebe Landwirthschaft und landwirthschaftliche Verhältnisse und Familien „tractiren“.

Es hat sich allerdings im Laufe der Zeit auch hier allmählich vieles verändert, und die schönen Tage des lustigen alten Mecklenburg sind dahingeschwunden, um niemals wiederzukehren. Trotz alledem ist auch jetzt noch der „Landmann“ hier ungefähr alles und jeder Andere mehr oder weniger nur in seiner Stellung und seinem Verhältniß zum Ersteren überhaupt etwas. Den echten Mecklenburger mit seinen Arten und Unarten, seinen Tugenden und Untugenden, in seiner Tollheit und Tüchtigkeit, seinem Procenthum und seiner Cordialität, seiner Verbheit und seiner Schalkhaftigkeit, mit einem Wort, so ganz „in seinem Esse“, trifft ihr noch immer am ersten „auf dem Lande“ und „der Strom“ ist trotz alles „Fortschritts“ noch immer ein großer Mann und spielt unabänderlich im mecklenburgischen Leben und der mecklenburgischen Gesellschaft eine Hauptrolle.

Ihr dürft dies nicht mißverstehen. Der „Strom“ im gewöhnlichen Sinne ist allerdings der angehende und zwar noch unselbständige Landwirth. Aber dies erschöpft den Begriff im Grunde keineswegs. Der „Strom“ repräsentirt vielmehr und es spiegelt sich in ihm, ob auch natürlich durch Verhältnisse modificirt, eine Hauptseite des gesammten Volkscharakters auf das Schärffte ab. Daher passirt es auch gar nicht selten, daß selbst im würdigsten alten Amtmann, im gemessensten Gutsherrn, im ehrbarsten Familienvater unter Umständen Knall und Fall wieder der leibhaftige „Strom“ sichtbar wird und, unter günstigen Umständen, auch wohl noch einmal in Action tritt.

Der plattdeutsche Volksstamm Mecklenburgs und des anstoßenden, zumal des vordem schwedischen Pommerns, ist allerdings ein höchst verwunderlicher und durchaus origineller Menschenschlag. Er hat sich in seiner verhältnißmäßigen Abgeschlossenheit eine überraschende Ursprünglichkeit bewahrt und sich in seiner, an Widersprüchen reichen Eigenart mit unzerreißbarer Zähigkeit behauptet. Seiner Mannhaftigkeit und Tüchtigkeit stehen wohl ein unbefiegliger Eigensinn und ein Troß gegenüber, der, wie man zu sagen pflegt, mit dem Kopf geradeswegs durch die Wand will. Seiner Verbheit und Unnumwundenheit kommt nichts gleich, als seine Gutmüthigkeit und Herzlichkeit. Neben seinem tiefen Ernst erscheinen nicht selten eine völlig räthselhafte Leichtherzigkeit, oder auch einmal der helle Leichtsin und tollköpfige Uebermuth, eine unbefieglige Lust an Scherzen und Neckereien, an Schabernack und Thorheiten aller Art. Und gleich darauf oder mitten darunter überraschen euch eine Tiefe des Gemüths und der Empfindung und vor allem ein Humor, die sich nie, unter keinen Umständen, in keiner Lebenslage verleugnen und diesen Menschen selbst unter den Plattdeutschen beinahe etwas wie ein unterscheidendes Gepräge ausdrücken.

Es darf wohl ein Glück geheißen werden, daß dieser Volksstamm keinem hochdeutschen Scribenten und Poeten in die Hände gefallen ist, sondern uns durch einen Mann wie Fritz Reuter bekannt wurde. Die Größe Fritz Reuters und die außerordentliche Wirkung seiner Darstellungen beruhen hauptsächlich darauf, daß er selber ein Plattdeutscher und nicht in einer einzigen Faser seines Wesens „vermessingt“ ist, und nie und nirgends etwas anderes sein will. Und sie erklären sich daraus, daß er stets aus dem vollen, offenbaren Leben schöpft, daß er dies Leben und diese Menschen läßt wie sie sind, ohne einen Zug hinzuzuthun, ohne einen Zug davon zu nehmen. Fritz Reuter erfindet nicht, sondern nimmt auf, was ihm begegnet und wie es ihm begegnet, und wie, wenn wir uns hierzulande nur umsehen mögen, es auch uns noch heute allerwärts entgegentritt. Wir sagten, es habe sich auch hier vieles verändert: zumal seit dem Jahre 1848 hat sich viel Hochdeutsches herein und das Einheimische zurückgedrängt. Aber trotzdem blieb noch ein ganz ansehnlicher Rest zurück.

Der Humor stirbt nicht aus, und die alten Schnurren und Possen ergößen noch immer in der Erinnerung und die neuen tauchen noch immer auf und — auch das zeichnet den Volkscharakter! — machen noch immer die gleiche Freude. Es gibt ihrer landaus und landein eine überschwängliche Menge, und wie viele Fritz Reuter auch in seinen „Läuschen und Nimmeln“ oder als Episoden in seinen übrigen Schriften erzählt hat, und wie zahlreich sie auch sonst, in den Kalendern oder sonstigen Volkschriften, veröffentlicht wurden und werden, so schwirren doch hunderte und aberhunderte frank und frei umher, deren Sammlung noch keinem Menschen eingefallen ist. Man kann dreißt

sagen: jede Gegend hat ihre eigenen und jeder Mensch seine besonderen, neben denen, die längst oder neuerdings zum Gemeingut aller wurden oder werden.

Ob die folgende Geschichte eine lokale oder weiter verbreitete, ob sie nur mündlich kursirt oder schon aufgeschrieben und bekannt gemacht worden ist, wissen wir nicht. Wir hörten sie nur, und da sie uns gerade in den Kopf kommt und obendrein nicht ohne einen gewissen „materischen“ Reiz ist, so mag sie hier wohl mitgetheilt werden.

In der Neubrandenburger Gegend lebte vor vierzig, fünfzig Jahren ein alter Oberamtmann — ein Titel, der wohl den Domänenpächtern verliehen wurde — so und so. Es war ein Mann vom alten Schlage. Er hatte



sich's sein Leben lang blutfauer werden lassen, aber sich auch gute Tage zu machen verstanden. Er hatte sehr viel gewirthschaftet und sehr viel verdient, sehr viel gegessen, getrunken und gespielt und war sehr fidel gewesen, und das war so fortgegangen, bis er allmählich zu Jahren kam und sich hin und wieder verdächtige Zufälle einstellten, die den alten Herrn veranlaßten, mit seinem „Doktor“ nicht bloß zu frühstücken oder zu vespern, sondern sich auch einmal über seine Gesundheit zu unterhalten.

Der Doktor nahm das Ding ziemlich ernsthaft. Er verordnete eine völlige Veränderung, d. h. Beschränkung der splendiden und bequemen Lebensweise und vor allem auch eine ernsthafte Ermäßigung der täglichen Getränks-Quantitäten. Das war dem Alten außer allem Spaß — Gläser zu leeren, wo er bisher Flaschen getrunken hatte — es war nicht zu sagen! Es war, als wenn eine unglückliche Schiffsmannschaft während der Windstille auf halbe, viertel, achtel Rationen Wasser und endlich auf einen Fingerhut voll herabgesetzt wird — der arme Oberamtmann stand nach seiner Ansicht mit seinen paar Gläsern noch unter dem Fingerhut! Aber was half's? Der Doktor mit seinem angedrohten Schlagfluß blieb Meister.

Ihr müßt aber diese Trinklust und Trinkkraft nicht für so gar ungeheuerlich und verwerflich erklären, sondern hübsch die Umstände berücksichtigen. Der leichte französische Rothwein, der völlig steuerfrei und daher sehr wohlfeil war — und ist? — floß und fließt in Strömen und war für viele, allenfalls mit einziger Ausnahme des Kaffees und Thees, das alltäglichste und unentbehrlichste Getränk. Es ist noch gar nicht so lange her, daß in manchem Familienzimmer, wie anderwärts eine große Wasserkrasse, eine solche mit Wein im Kranze ihrer Gläser stand, jedem in jedem Augenblick zugänglich und so oft wie nöthig wieder gefüllt: man trank den Wein im wörtlichsten Sinne des Wortes wie Wasser und als wirkliches, durststillendes Getränk, ohne große Skrupel und ohne besonderen Nachtheil. Es gilt hier jenes alte Sprichwort vom „jung gewohnt, alt gethan“. Daher war denn auch so ein Zehn- oder Zwölf-Flaschenmann gar nicht so etwas einerseits Abnormes und andererseits Erschreckliches, und jene Geschichte, die auch Friß Reuter erzählt, von dem Reisenden, dessen zwölf Flaschen „Reisebedarf“ auf dem Zollamt angehalten, aber nach einer wohlbestandenen kleinen Probe voll Höflichkeit freigelassen werden, ist eine wahre und allbekannte und wird noch heute mit Lachen über die verblüfften Zollbeamten, aber ohne großes Erstaunen über den braven Trinker erzählt.

In der Häuslichkeit ging es mit der „Kasteiung“ unseres Alten allenfalls noch so ziemlich. Nun aber kam eine große Hochzeit, bei welcher er als nächster Verwandter nicht fehlen durfte, und er überlegte mit dem morgens voriprechenden Doktor auf das Ernstlichste, wie es mit ihm werden sollte. Denn es verstand sich von selbst, daß er sich bei dem viele Stunden langen Mahl ganz unmöglich auf ein paar Gläser beschränken konnte. Das sah denn der vernünftige Arzt auch ein und gestand ihm endlich eine Flasche zu. „Dewers man en', up Zhr und Gewissen, Oll, oder it' stah vör nix.“ — Und der Alte mit strahlendem Gesicht schüttelte dem Doktor die Hand und versicherte: „Du büst 'n braven Kierl, Dokter, un kannst di up mi verlaten. 'Wiß und w'raftig man en un nich mihr.“ —

Und der Oberamtmann wirft sich „in Staat“ und fährt zur rechten Zeit mit den Seinen in der Kutsche, vier lang, im höchsten irdischen Glanze zum Hochzeitshause hinüber und kommt dem jovialen Empfang auf das Jovialste entgegen. Während die Seinen indessen in die Staatszimmer treten, macht er sich ein wenig auf die Seite und sucht in der Küche die „Mamsell“ — die Wirthschafterin — auf, um sich von ihr die größte, in der Wirthschaft befindliche Branntweinflasche zeigen zu lassen. Und als ihm ein solches Ungethüm, das seine guten zwölf Flaschen, oder vielleicht auch noch ein bischen mehr hielt, vorgewiesen wird, da klopft er die Mamsell vergnügt auf die breite Schulter und sagt: „Na Selling, de maken Se mi nu man vull Win und fetten f' an minen Plaz up 'n Disch. 't is man von wegen den ollen dämligen Dokter, de mi von wegen den ollen dämligen Schlagfluß man en Flasch' erlauben will und den it' je denn of tosegt hew. Und sien Wurt möt de Minsch hollen, und en bliw't, un de dor mag't jo wol don“.

Und bei Tisch steht richtig zum allgemeinen Halloh die Zwölfflaschen-Flasche vor dem schlauen Oberamtmann und er ruft dem verblüfften Doktor lustig zu: „Sühst du, Dokter, en Mann, en Wurt! En ist' und en bliw't un de verdeuwelte Schlagfluß möt sich noch 'n beten Tid laten.“ — Und so hat er getrunken und sich dabei wohl befunden — „wie ein braver, ein trinkbarer Mann“ — auch alle Angst und Sorge hinabgetrunken und fortan wieder gelebt wie zuvor und dem Doktor und dem Schlagfluß ein Schnippchen geschlagen — noch manche Jahre lang.